

Sichtbare und unsichtbare editorische Praktiken: Der Herausgeber der Zeitschrift *Merkur* Joachim Moras in den 1930er bis 1960er Jahren

ALEŠ URVÁLEK

DOI: 10.31577/WLS.2025.17.4.8

© Institute of World Literature
Slovak Academy of Sciences

© Aleš Urválek 2025

Licensed under CC BY-NC-ND 4.0

Visible and invisible editorial practices: Joachim Moras as the editor of the journal *Merkur*, between the 1930s and the 1960s

Editorial practices. Staged discussions. Archival materials. Periodical research.
Journal *Merkur*.

The study analyzes the multifaceted work of Joachim Moras (1902–1961), a little-known but nevertheless important co-editor of journals (*Europäische Revue*, *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*), yearbooks (*Jahresring*) and inventory books (*Deutscher Geist zwischen gestern und morgen*). It seeks to bring this intellectual back into the limelight and to highlight the fruitful and limiting effects of his intellectual activities between the 1930s and 1960s. The analysis focuses on the interrelated editorial practices through which Moras, as co-editor, influenced the composition of his collaborators, the form of individual texts, and the overall shape of all the periodical and non-periodical formats he co-published.

This article was supported by the Czech Science Foundation GAČR, Project GA23-05880S “Inter-cultural and interdisciplinary transfer on the border of historical epochs: The intellectual biography of Joachim Moras”.

Aleš Urválek
Department of German, Scandinavian
and Netherlands Studies
Faculty of Arts
Masaryk University
Brno
Czech Republic
urvalek@phil.muni.cz
ORCID: 0000-0001-6307-5075

Die im Jahre 1966 herausgegebene Anthologie *Vergessene Bücher*, in der Peter Härtling einige Dutzend der „ungerechtfertigt in Vergessenheit“ (1966, 7) geratenen Texte versammelt hat, wartet gleich mit zwei Texten von Joachim Moras (1902–1961) auf: Seinem im ersten Jahrgang der Zeitschrift *Merkur* veröffentlichten Fragment *Diane* sowie einem Auszug aus *Leonhard – Chronik einer Kindheit* von Fritz Alexander Kauffmann, einem Bildungsroman, dessen 1945 unglücklich verstorbenen Verfasser Moras unermüdlich der Vergessenheit zu entreißen suchte, und zwar zunächst durch Epitaphe in der Zeitschrift *Merkur* (1947) und der Anthologie *Jahresring* (1955/56), später dann, indem er für die Deutsche Verlagsanstalt Kauffmanns Roman edierte und mit einem Nachwort versah (Kauffmann 1956). Doch Moras nahm sich nicht nur der Vergessenen an, sondern kann auch selbst als ein solcher angesehen werden, wenn auch vielleicht zu unrecht. Als Autor scheint er in der Tat kaum reüssiert zu haben. In Memoiren, Zeitdokumenten oder Tagebüchern ist Moras wesentlich sichtbarer, was damit zu tun haben könnte, dass etliche Verfasser und Verfasserinnen dieser Texte (u. A. Gustav René Hocke 2004, Margret Boveri 1965) mit ihm bei vielen seiner editorischen Projekte zusammengearbeitet haben. Begegnet sind sie ihm zwischen etwa 1932 und 1943, als er für die letzten zwei Kriegsjahre nach Frankreich ging, um von dort aus kulturpolitisch das NS-Deutschlands zu vertreten und die Zeitschrift *Europäische Revue* mitherausgab. Viele Formen der Zusammenarbeit ergaben sich nach 1945 zudem dadurch, dass Moras gemeinsam mit Hans Paeschke die Zeitschrift *Merkur* sowie die zunächst als Sondernummer des *Merkur* angedachte Bilanzschrift *Deutscher Geist zwischen gestern und morgen* (1954) mitherausgab, sich editorisch an der im Jahresrhythmus erscheinenden Anthologie *Jahresring* beteiligte, für die Deutsche Verlags-Anstalt lektorierte sowie um 1954 als engster Mitarbeiter von Ernesto Grassi in der Anfangsphase *rowohlts deutscher enzyklopädie* agierte. Nicht zuletzt konnte man ihn in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre in vielen Bereichen der Kulturförderung antreffen, wo er als Juror und Gremienmitglied etliche Preise und Stipendien mitvergab (Preis des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft im Bundesverband der deutschen Industrie, Stipendien für die Villa Massimo in Rom), finanziell, editorisch sowie menschlich viele Autor*innen förderte (etwa Ingeborg Bachmann, Johannes Bobrowski, Hans Magnus Enzensberger) oder sich kulturpolitisch für den intellektuellen europäischen Dialog einsetzte, all dies bis zu seinem zu frühen Tode, der ihn mitten in regsamster Arbeit im März 1961 ereilte.

Dennoch sind dies nicht allzu viele Belege, vergleicht man deren Zahl mit der Bedeutung und Relevanz, die man den von Moras mitbetreuten Projekten zuschreiben kann, allen voran dem *Merkur*, der als Schlüssel zur Geistesgeschichte nach 1945 angesehen werden darf. Dass Moras bezüglich seines Anteils daran wenig beachtet blieb, dürfte zum Teil seinem viel zu frühen Tode geschuldet sein, weshalb Paeschke, der den *Merkur* von 1961 bis 1978 allein herausgab, in späteren Äußerungen die Zeitschrift als *seine* bezeichnete, und dass trotz der fünfzehnjährigen gleichwertigen Beteiligung von Moras. Der quantitativ durchaus berechtigten Selbstzuschreibung Paeschkes scheint die Forschung zu folgen, wobei die erste *Merkur*-Phase mit Moras als Exponenten zu einer konservativ-traditionalistischen, teils liberal-konservativen Periode erklärt wird, die Ansätze zu Änderungen und Öffnungen auf eine modernere

Zeitschrift hin jedoch erst in den späteren, sich vom restaurativen Geist der 1950er Jahre lösenden und zunehmend liberalen, partiell sogar linksliberalen Jahrgängen gesehen werden. Somit scheint die mit Moras verbundene erste Phase des *Merkur* im Schatten der darauffolgenden zu stehen, als eine der Zeit verhaftete, von der Zeitschrift und deren Zeitverständnis zu überwindende (und in der Tat überwundene).

Dieses Narrativ hält in seiner Grundtendenz wohl jeder Überprüfung stand, neben etlichen Selbstzuschreibungen wird seine Relevanz an einer um 1965 vollzogenen generations- und ideenbedingten Verjüngung des *Merkur*-Mitarbeiterpersonals sichtbar. Dennoch scheint diese Änderung kaum abrupt erfolgt zu sein und lässt sich schon gar nicht an äußeren Zäsur-Daten festmachen, sind doch Zeitschriften wie der *Merkur* Medien einer *longue durrée*, d. h. sich nur allmählich und in längeren Zeiträumen wandelnde Gegenstände. Für die Wandlungsprozesse des *Merkur* wurden in der Forschung bereits mehrere Begriffe geprägt, von denen insbesondere der von Friedrich Kießling favorisierte des „Scharniers“ besonders treffend erscheint. Die darin enthaltene Türmetaphorik betont nämlich den Durchgangscharakter des sich in beide Richtungen öffnenden und durch das Scharnier verbundenen Raumes, bei dem – dies ist die Pointe – die Öffnung der Tür nach vorne hin die Öffnung nach hinten hin nicht ausschließt, vielmehr bedingt. In die Ideen- und Zeitschriftenwelt übertragen: Man leitet zum Neuen über, bleibt dabei allerdings zugleich im Bestehenden verankert. Kießling greift auf diesen Begriff zurück (vgl. 2012, 327 ff), um den Zeitraum 1945–1972 als auf dem Ideenkosmos der 1930er Jahre aufbauend darzustellen. Dessen Ideenbestände seien nach 1945 kaum verschwunden und durch Neues ersetzt, sondern mit dem *Merkur* produktiv wiederverwertet worden, indem in ein und demselben Prozess die Voraussetzung für sowohl Ablösung, als auch für Neuadjustierung in den veränderten Denkszusammenhängen nach 1945 geschaffen worden seien, und zwar bis in die 1970er Jahre hinein (vgl. 2017, 52).

Im internen semantischen Fundus der *Merkur*-Mitarbeiter hielt man für die Prozesse, bei denen Bestehendes durch Neues nicht ersetzt, sondern als zwar unverbraucher, doch unumgänglicher Bestandteil wirksam blieb, der das Entstehende akzelerieren konnte, ohne selbst das Entstehende zu repräsentieren, noch weitere Begriffe parat. Weite Verbreitung fand etwa der des Katalysators (ein Stoff, der durch seine bloße Anwesenheit andere Stoffe dazu bringt zu reagieren). Die Rede von Katalysator war insbesondere beliebt als Chiffre für die politisch zwangsläufig defensive Position Deutschlands nach 1945, des einstigen Landes der Mitte. Noch breitere Verwendung verhiess die sogenannte Polarisierung, verstanden als ein dialektischer Prozess des unermüdlichen Erprobens der Thesen am Gegenstand, dessen Ziel weder im beflissentlichen Aufheben der Antithesen in der Synthese, noch im indifferenten Wiederzerfall zurück auf die gegensätzlichen Thesen beruhe: De facto handelte es sich um ein unendliches Dialektisieren der Stoffe, das man allerdings eben nicht als ein auf die „Syntheselei“ hinauslaufendes, sondern als grundlegend offenes, dialogisches Polarisieren verstand (Paeschke 1978, 1179). Wiederum nur auf Moras als Mitherausgeber des *Jahresring* wäre die weniger komplexe Metapher des Jahresrings zurückzuführen, sofern sie den in natürlichen Zeitrhythmen hinzukommenden Zuwachs an Neuem bezeichnet, der die bestehenden Kreise erweitert.

Das deskriptive Potenzial aller dieser Metapher setzte bereits bei den sichtbarsten editorischen Praktiken an, nämlich dort wo das Akquirieren der Mitarbeiter gefragt war. Ausschlaggebend dürfte dabei aus der Sicht der *Merkur*-Herausgeber eine minimale Schnittmenge an anfänglicher Übereinstimmung gewesen sein, die mitunter quer durch die üblichen Dichotomien von rechts versus links oder alt versus jung verlief, wenngleich diese Zuschreibungen partiell durchaus eine Rolle spielten. Sobald die ausgestreckten Fühler eine mit dem erwünschten Zeitschriftenprofil kompatible Eignung hinsichtlich der thematischen, stilistischen, ideologischen sowie marktstrategischen Aspekte ergaben, waren Moras und Paeschke an der potenziellen Mitarbeiterperson interessiert, und dies selbst bei für die Nachkriegszeit politisch so bedenklichen Namen wie Carl Schmitt, Martin Heidegger, Gottfried Benn und Ernst Jünger. Dass es in einigen Fällen mit der Zusammenarbeit nicht klappte, hatte häufig mit dem editorischen Bearbeiten, Modifizieren und Optimieren der eingelieferten Texte seitens der beiden *Merkur*-Herausgeber zu tun. Andererseits war das Modell einer minimalen Übereinstimmung bei zugleich in beide Richtungen offener Scharniertür flexibel genug, um auch die allmähliche Entfernung von der einstigen Übereinstimmung zu akzeptieren; dies freilich wiederum abgebremsst durch editorische Anmerkungen, sodass die Herausgeber der Zeitschrift von ihren Mitarbeitern sogar dazulernen konnten, sprich sich zu wandeln bereit waren und diese Wandlung auch dem *Merkur* und seinen Lesern zumuteten, allerdings ohne das Profil der zusammenzuhaltenden Arbeitsgemeinschaft (Editoren, Mitarbeiter*innen, Leser*innen) zu gefährden. Diese reziproken Lernprozesse charakterisierten den *Merkur* über lange Jahre hinweg, egal ob man nach den Anstrengungen der Lehrjahre für immer zueinandergefunden, oder – da wären etwa Theodor W. Adorno oder Armin Mohler zu nennen – letztlich Abschied voneinander genommen hat. Typologisch weist die Praxis des Akquirieren der Zeitschriftmitarbeiter stets Variationen dieses Prinzips aus, ob am Anfang der Zusammenarbeit seitens der beiden Herausgeber die Begeisterung übermäßig (so war es etwa bei Ernst Robert Curtius und allen durch ihn Vermittelten, intern wurde *Merkur* manchmal als *Mercurtius* bezeichnet), ausgesprochen stark (Werner Hofmann, Johannes Bobrowski, Nelly Sachs), halbherzig oder partiell (Jürgen Habermas, Hannah Arendt) war, änderte an dem Schema selbst genauso wenig wie diejenigen Fälle, in denen die Mitarbeit durch Konkurrenzverhältnisse im Zeitschriftenfeld (Dolf Sternberger, Karl Jaspers, Alfred Andersch, Hans Magnus Enzensberger, Hans Bender, Walter Höllerer), kulturpolitische Umstände (alle Traditionalisten mit bürgerlich-humanistischen Background, zum Teil freilich, da konservativ, kompromittiert) geprägt, oder sogar auf alte Bekanntschaft aus der *Europäischer Revue* (Moras als Herausgeber 1932–1943) bzw. der *Neuen Rundschau* (Paeschke als Mitarbeiter ab 1938, Herausgeber 1940–1941) bzw. der *Deutschen Zukunft* (Paeschkes Mitarbeit 1936–1938) zurückzuführen war.

An den Skalierungen und Wandlungen der dynamischen Anziehungs- und Abstoßbewegungen innerhalb der Zeitschrift wäre entlang des Scharniermodells auf einer großen Fläche die Profilierung nachzuzeichnen, die der *Merkur* über die Jahre hinweg vollzog. Der für folgende Studie zugewiesene Raum erlaubt allerdings solche flächendeckenden Beobachtungen kaum. Stattdessen soll an einigen Beispielen dar-

gelegt werden, inwiefern am Profil der von Moras mitherausgegebenen Periodika neben dem hier angedeuteten Akquirieren der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen auch andere sichtbare, weniger sichtbare bis nahezu unsichtbare editorische Praktiken und Strategien beteiligt waren.

SICHTBARE EDITORISCHE PRAXIS: ARBEIT AN DEN RUBRIKEN

Auch wenn Herausgeber – wie Moras und Paeschke – für ihre Periodika nur ausnahmsweise eigene Texte verfassten, standen ihnen doch viele Möglichkeiten offen, das Profil der jeweiligen Zeitschrift zu bestimmen. Die Arbeit an den Rubriken ist dabei eine, deren Ergebnisse sich relativ gut beobachten lassen. Beim *Merkur* fallen zudem einige Einzelstrategien auf, die insgesamt in das spezifische Selbstverständnis der Zeitschrift eingebettet waren.

Nicht nur wurden im *Merkur* die Übergänge zwischen publizistischer und schriftstellerischer Produktion eingegeben, der Gegensatz zwischen schöpferischer und kritischer Intelligenz für unproduktiv erklärt, sondern man pflegte zudem etliche Mischformen (wissenschaftlicher Essay, Denkbilder, zeitweilig auch – unter dem Einfluss von Rudolf Kassner – physiognomische Mikro- sowie Makroporträts) und Mischformate (sinnliches Denken, intelligentes Glossieren). Bevorzugt wurden Multitalente, die nicht nur die Rollen von Kritiker und Autor, Denker und Literat, Autor und Theoretiker zu vereinigen wussten, sondern auch fähig waren, Inhalt und Form, Gedanken und Ausdruck, Aussage und Stil synthetisch zu verknüpfen.

Darin eingebettet waren die Einzelstrategien, und zwar auf der Ebene der Verfasser sowie der Texte. Wer sich als Rezensent in der Rubrik „Kritik“ bewährt hatte, wurde sogleich auch als Glossen-Verfasser oder Essayist für die langen Studien im Hauptteil von den Herausgebern angefragt, in einigen Fällen geschah dies auch in umgekehrter Richtung. Sobald man eine schöpferische Begabung entdeckt hatte, versuchte man ihr in allen zur Verfügung stehenden Rubriken das Wort zu geben. Auf der Ebene der Texte suchte man kanon- und diskursbildende Linien zu konstituieren, indem man die vorab als für die Zeitschrift geeignet ausgewählten Texte abgedruckt hatte, um sie dann rezensieren und womöglich bald auch literaturgeschichtlich in bestehende Traditionslinien einbetten zu lassen. Auf diese Art bemühte man sich darum, die Zeitschrift zum Forum, ja zum Kristallisationspunkt der je relevanten Diskussionen zu machen.

Als nächste für den *Merkur* charakteristische Praxis sind panoramatische Sammelrezensionen auszumachen, bei denen ein Rezensent mehrere Primärtexte synthetisch auf eine komplexe Fragestellung hin ausgerichtet und weniger berichtend als kritisch-essayistisch behandelte. Da diese Praxis von Moras bereits in den 1930er und 1940er Jahren in der *Europäischen Revue* praktiziert wurde – eine aus der damaligen Notsituation heraus entwickelte Innovation – ist zunächst ein Blick auf die *Europäische Revue* nötig, die hinsichtlich des Umdisponierens der Rubriken im Vergleich zum *Merkur*, sehr unstabil war, ja eine permanente Baustelle darstellte.

Das geschah allerdings nicht ohne Grund. Beim Umstellen der Rubriken ging es meist um neu auszuhandelnde Proportionen zwischen Politischem und Künstlerischem, Essayistisch-Literarischem und Berichtend-Publizistischem, Aktuellem und

Traditionellem, Kultur- und propagandistisch-Intervenierendem sowie Bestandsaufnehmendem. Waren diese Ausrichtungen zu Beginn der *Europäischen Revue*, also in den 1920er Jahren – dank der Rubriken „Hauptteil“ (Politisches und Literarisches) und „Horizont“ – noch relativ ausgewogen, da man im „Horizont“ zunehmend auch über „Neue Bücher“ referierte sowie auf die für die Zeitschrift verbindlichen Geistesgrößen zurückblickte („Umschau“), so musste Anfang der 1930er Jahre auf politisch bedingte Störungen der erzielten ‚Gleichgewichte‘ reagiert werden. Je mehr sich der politische „Hauptteil“ den jung-konservativen, faschistischen und nach 1933 auch nationalsozialistischen Tönen öffnete (vgl. Bock 1999, 340–342), desto mehr Raum nahmen in ihm große wirtschaftliche und geopolitische Unterrubriken ein. Währenddessen wurde die Rubrik „Horizont“ zunächst nur auf Rezensionen reduziert (mit minimalem Anteil der literarischen Produktion), um später sogar einen zunehmend politisch amalgamierten Chronikcharakter anzunehmen, in dem man Büchern und deren Besprechungen immer weniger Platz ließ, zumal statt Rezensionen eher Buchberichte überwogen. Dagegen zu halten versuchte 1930 zunächst der kurzfristig eingeworbene Redakteur Efraim Frisch,¹ indem er sich um eine sichtbare Verstärkung der literarischen Anteile des „Hauptteils“ sowie des „Horizonts“ bemühte. Fortgesetzt wurden diese Bemühungen von Moras, wenngleich unter den schwierigen politischen Bedingungen der NS-Zeit. Moras ließ den mittlerweile um die vom NS-reglementierten Rubriken „Politik und Recht“ und „Das andere Europa“ bzw. „Das neue Deutschland“ angewachsenen „Hauptteil“ als regime-politisches Aushängeschild der Zeitschrift gelten² und publizierte hier als amtierender Schriftleiter bzw. Herausgeber einige regimeloyale Chroniktexte außenpolitischer Natur. Mehr gekümmert dürfte er sich um den wohl seitens der Zensur unterbelichteten „Horizont“ haben. Seine freilich nur schwer überprüfbare Intention dahinter scheint gewesen zu sein, die politisch verzerrte Aktualität des Hauptteils durch geistig-kulturelle Aktualität zu kompensieren.

Daraus resultiert wohl auch die Novität, den weniger sichtbaren „Horizont“ mit flächendeckenden Sammelrezensionen zu füllen, subrubriziert als „Europäische Umschau“, um mehrere für eine Zeit, Lokalität oder Geistestendenz typische Texte primären wie sekundären Charakters und gesamteuropäischen Zuschnitts gebündelt besprechen zu lassen. Im Registerteil konnte sich die Leserschaft aller besprochenen Bücher vergewissern, deren Auflistung sich meist über mehrere Seiten hinzog, was die Ausgleichstendenz unterstrich, dem unter gegebenen totalitären Konstellationen editorisch ‚aufgegebenen‘ politischen Hauptteil in den übriggebliebenen Rubriken flächendeckend eine geistige Totalität entgegenzustellen, die einen im Rahmen des Möglichen stabilisierenden gesamteuropäischen und geistige Komplexität suggerierenden Charakter repräsentierte.

Für die Rubrikpraxis des *Merkur* dürften sich die früheren Erfahrungen von Moras mit Sammelrezensionen bewährt haben, zumal diese wiederum kritisches mit essayistischem Schreiben zu kombinieren hatten. Ablesbar war dies daran, dass längere dieser Texte sogar im „Hauptteil“ des *Merkur* untergebracht wurden, der ausdrücklich dem Schöpferischen vorbehalten war. Diese Praxis wurde zudem mit altbewährten Rezensenten der *Europäischen Revue* fortgesetzt wie Jürgen Kemps-

ki, Wolfgang Einsiedel, Walter Wili, Max Bense, Wilhelm Emanuel Süskind, Thure Uexküll. Zugleich glaubte man dadurch ein qualitatives Distinktionsmerkmal zu setzen, indem man die für komplexe Texte nötige Gabe, in einem großen synthetischen und konzentrierten Bogen die gesamte „Landkarte auf das Format einer Briefmarke“ (Curtius 1948, 518) projizieren zu können, zum Alleinstellungsmerkmal exklusiver geistiger Autorität eben dieser „mittleren Generation“ der deutschen Intellektuellen erklärte, als welche sich die *Merkur*-Herausgeber gern stilisierten.

ZWISCHEN SICHTBARER RHETORIK UND UNSICHTBARER PRAXIS

Der Jahresbeginn 1958 brachte im *Merkur* einen großen Streit, dessen Ursache eine vierteilige Serie von kürzeren Texten war, in denen Paeschke „Zeitgeist und Zeitschriften des Westens“³ analysierte. Das Problem bildete dabei nicht so sehr der Umstand, dass Paeschke ein ähnliches Thema bereits einige Jahre davor abgehandelt hatte,⁴ sondern die Tatsache, dass er seine Texte diesmal nicht wie einst im *Merkur*, sondern in den *Neuen deutschen Heften* abdrucken ließ, einem Konkurrenzunternehmen, das der den beiden Herausgebern wohlbekannte Joachim Günther herausgab, der sich jahrelang um eine reziproke Mitarbeiterkooperation bemüht hatte. Intern hinterließ der Streit keine tiefen Spuren, insofern Moras, der an Paeschkes Serie Inhaltliches beanstandet und daher vom ursprünglich geplanten Publizieren im *Merkur* abgeraten hatte, Paeschke kaum übelnehmen konnte, das von ihm selbst für den *Merkur* als nicht gut genug Befundene anderswo publiziert zu haben. Umso wütender war die Reaktion in der Deutschen Verlags-Anstalt, die Paeschke mit Vorwürfen überschüttete, und ihn eines Verstoßes gegen die Interessen des *Merkur* (als *Merkur*-Herausgeber dürfe er nicht anderswo publizieren) beschuldigte. Dies wog umso schwerer, als die „Herren Herausgeber keine Zeit zu einem Aufsatz und Buchbesprechungen“ gehabt haben wollen, während „zu Gunsten der schlimmsten Konkurrenz offenbar genügend Zeit vorhanden“ (Müller an Paeschke am 8. 2. 1958) gewesen sei.

Paeschke ging aus diesem Streit ungeschoren davon, denn er konnte sich mit seinem lange praktizierten Herausgeber-Verständnis gegen plakative Argumente des damaligen Geschäftsführers der Deutschen Verlags-Anstalt, Gotthold Müller, problemlos behaupten. Für Müller würde nämlich ein „Band zwischen den Lesern und den Herausgebern der Zeitschrift“ nur dadurch entstehen, dass die Herausgeber für ihre Zeitschrift schrieben und rezensierten, um so für die Leser erkennbar zu werden, die sich dann wiederum mit der Zeitschrift identifizieren könnten (Müller an Paeschke am 20. 5. 1958a). Hätte Müller Paeschkes dreiteilige *Merkur*-Studie über die Zeitschriften aus dem Jahre 1951 aufmerksamer gelesen, dann hätte er dieses Argument lieber nicht benutzt, denn gerade dieses Herausgeberverständnis hatte Paeschke damals auf das Heftigste attackiert, nämlich als eine Verfallsform der modernen, ausschließlich auf überzeugende Programmatik hin orientierten Zeitschriftenarbeit. Anstatt für die Zeitschrift selber zu schreiben, dadurch zum erwartbar agierenden Publizisten zu werden, der ja stets bekenne und behaupte, um seine Leser auf verbindliche Formeln hin zu verpflichten, gelte es, so Paeschke 1951a, für einen Heraus-

geber, der an die elitäre Tradition von *Corona*, *Neue Rundschau*, *Europäische Revue*, *Nouvelle Revue française*, *Neue Schweizer Rundschau* sowie *Criterion* anschließen wolle, auf indirekte Wertung zu setzen, die er ausschließlich durch Auswahl seiner Autoren betreibe, um sie und somit auch die Zeitschrift „vom Heck des Schiffes“ zu steuern (577).

Demonstrieren kann diese Geschichte nicht nur die für den *Merkur* typische Haltung, Programmatisches zwar deutlich, manchmal auch dialektisch zu artikulieren, ohne dies intentional beabsichtigt zu haben, sondern auch die Ambivalenz zwischen der Möglichkeit, indirekt steuern zu können und dem Verbot, direkt zu lenken. Diese Ambivalenz weist auf eine Spannung zwischen Rhetorik und Praxis, Proklamation und Realisierung im *Merkur* hin. Die Rhetorik gibt sich defensiv und passiv, die Praxis scheint offensiv und aktiv zu sein. Diese Diskrepanz ist in der *Merkur*-Forschung bereits konstatiert worden, der *Merkur* habe sich zwar als Forumszeitschrift, nicht aber als Richtungszeitschrift positioniert, doch man müsse ihn als Richtungszeitschrift betrachten, die sich nur als Forumszeitschrift getarnt habe (vgl. Reitmayer 2011, 84). Im Folgenden sollen daher einige Variationen dieser Ambivalenz daraufhin untersucht werden, welchen editorischen Praktiken es eigentlich zu verdanken ist, dass diese tarnenden Effekte nahezu unsichtbar blieben und die Herausgeber ihre ganze *Merkur*-aktivität als dem Forum- oder Bühne-Prinzip verpflichtete ausgeben konnten.

Rhetorisch gab sich der *Merkur* stets als ein die Spannung zwischen dem Übernationalen (Europäischen) und Nationalen (Deutschen), zwischen Fremdem und Eigenen aushaltendes Forum gegeneinanderstoßender Positionen. Lassen sich auf der rhetorischen Ebene ganze Herbarien wohlduftender und diese Position schmückender Zitate finden, zeigt der Blick auf die editorische Praxis einen beträchtlichen dahinter stehenden Aufwand an Arrangement. Die Forschung konzentrierte sich bisher auf ideenhistorische Wurzeln dieser zwar bemühten, doch in der Tat auf essentialistischen Argumenten aufbauenden Balance (vgl. Bock 1990, 16–61), deckte bedenkliche semantische Modifizierungspraktiken auf, mit deren Hilfe man im *Merkur* etwa das Europäische oder Nichtdeutsche (z. B. Französische) als das in die eigenen (deutschen) Diskursmuster Integrierbare ausgab, um dadurch den deutschen Diskurs als den geistig unumstritten zentralen, alles Fremde per se integrierenden darzustellen (vgl. Schildt 2020, 283 ff; Klessinger 2020, 356 ff).

Der Blick in die Archivbestände macht allerdings auch sichtbar, dass diese sich auf der Ebene der tatsächlich abgedruckten Texte manifestierende Tendenz zum Teil auf die Lenkungspraxis der Herausgeber zurückzuführen ist. Exemplarisch ist dies insbesondere in der als Sondernummer des *Merkur* geplanten Bilanzschrift *Deutscher Geist zwischen gestern und morgen* sichtbar, bei der die Herausgeber Moras, Paeschke und Einsiedel ausnahmsweise zugleich als Autoren tätig waren. Deren drei Nachworte rundeten nicht nur die 28 Beiträge aus allen erdenklichen Bereichen (Gesellschaftliche und kulturelle Grundlagen, Organe des öffentlichen Geistes, Städtebau, Die Wissenschaften, Die schönen Künste) ab, sondern maskierten zugleich eine Intention: Indem sich die Nachworte vom Genre her neutral gegeben haben, als würden sie nur Grundlegendes der Einzelbeiträge und deren Ton nachzeichnen und zusammenfassen wollen, täuschten deren Verfasser, also die Herausgeber des

Bilanzbandes Moras, Paeschke und Einsiedel darüber hinweg, dass sie bereits ihrerseits den Einzelbeiträgen eine editorische Lenkung haben zukommen lassen. Diese musste allerdings unbemerkt bleiben, nämlich hinter dem Gestus der bloßen Repetition der in den einzelnen 28 speziellen Beiträgen formulierten und von den Herausgeberinteressen unabhängigen Tatsachensprache versteckt. Etwa in Moras' unter „Einblick und Ausblick“ rubrizierter Zusammenfassung fällt ein in mehreren Beiträgen aus diversen Themenbereichen leicht variiertes formuliertes Unbehagen auf, dass nach 1945 unerkannte oder falsch interpretierte geistige Impulse nach Deutschland re-importiert würden, die ja doch – im weitesten Sinne deutschen Ursprungs seien, aber exportiert und im Exil-Ausland eingebürgert und adaptiert würden, um nun als vorbildhaftes geistiges Gedankengut zurückzukehren. Die sich darin offenbarende Stoßrichtung zielt nach außen gegen die dadurch als Betrug entlarvte westliche Re-Education, aber auch nach innen gegen die jungen Generationen der Deutschen, die im Gegensatz zur mittleren Generation (den Jahrgängen 1900–1915) über den Einblick in die geistigen Zusammenhänge der klassischen Moderne (bis 1933) nicht verfügen würden.

Befremdlich erscheint hieran nicht nur das Wetteifern der jeweiligen national kodierten Geister um Verdienste und Anteile am Geistigen, zumal man hier einer kaum verarbeiteten Beziehung zum Exil Tribut zollt, und nicht nur der insgesamt irritierende Umgang mit den Aspekten der Transnationalität, sondern auch die Tatsache, dass die Beiträger von den Herausgebern im Voraus instruiert wurden, diese Perspektive in ihren Studien zu thematisieren, ja hervorzuheben. Da einige von ihnen wie Alfons Leitl, Kurt Kusenberg und Hanns Braun dieser Vorgabe tatsächlich gefolgt sind, konnten die Herausgeber in ihren Fazits folglich diese Tendenz als eine exemplarische, die recht schwierige Lage des deutschen Geistes nach 1945 mit bewirkende ansehen. Von der Nachhaltigkeit dieser Gedankenfigur im *Merkur* zeugen nicht nur deren frühe und in die Programmatik strukturell eingebundene Artikulation bereits in den frühen 1950er Jahren (vgl. Paeschke 1951, 775), sondern auch ihre weitreichenden Spuren bis in die 1960er Jahre hinein. Als man 1960 im *Merkur* Helmuth Plessner als einen neuen Max Weber einführte, kam dieser in seiner Nachzeichnung der Wege der Soziologie in Deutschland sicher nicht zufällig auch für die Soziologie zu dem Befund: „Vieles, was uns jetzt als neu aus dem Auslande bezogene Lehre vorgesetzt wird, ist altes Herkommen bei uns. Nur der Name hat gewechselt“ (Plessner 1960, 14).

Dem Band *Deutscher Geist zwischen gestern und morgen* lässt sich noch ein weiteres aussagekräftiges Beispiel für die Diskrepanz zwischen sichtbarer Rhetorik und unsichtbar bleibender editorischer Lenkung entnehmen. Das proklamierte Bestreben, sämtliche *Merkur*-Publikationen als Medien aufzufassen, auf deren Seiten sich der zu sich selbst kommende Geist in spannungsvollen Diskussionen artikulieren kann, unterstrichen die Herausgeber rhetorisch dadurch, dass sie ihre Rolle als eine eher assistierende verstanden haben: man habe dem Geist vom Heck aus zum idealen, vom Unwesentlichen gereinigten, allenfalls regulierten Ausdruck zu verhelfen. Typisch ist daher für den *Merkur* die Selbstcharakteristik, die sich der Metapher des Spiegelbilds, der Filterung, Musterung, Katalysierung oder Regulation des geistigen

Blutkreislaufs bediente. Was auf diese Art medial sichtbar werden sollte, habe als Exemplarisches und Notwendiges nichts außer Qualität und Repräsentabilität des Geistes in der konkreten Zeit zum Vorschein bringen, aber keine kollektiven (generationen-, ideologisch-, ökonomischbedingten) Interessen zu bedienen.

Wie sollte allerdings jene dermaßen betonte Qualität erfasst werden, zumal sie, so die Zeit-Maximen des *Merkur*, weder in der bloßen Aktualität aufgehen, noch den unheilvollen Bruch zwischen Vergangenem und Künftigem perpetuieren durfte? Vor diese Herausforderung sah sich der *Merkur* zwar von Anfang an gestellt, doch ab den 1950er Jahre wurde die Verteidigung der eigenen Gegenwärtigkeit zunehmend durch neue mediale Konkurrenz erschwert. Es galt sich nicht mehr nur gegen die journalistische Tagesaktualität der Tagblätter sowie die *longue durée* der Romane zu behaupten, sondern die geforderte Gegenwärtigkeit wurde von der einen Seite durch Sonntagsbeilagen der Tages- und Wochenzeitungen, von der anderen Seite durch die Taschenbücher bedroht, die zeitgleich wie Pilze aus dem Boden schossen (vgl. die Taschenbuchreihen der 1950er Jahre bei Rowohlt und Fischer Verlag). Wohl noch akuter wurde diese Frage für den *Jahresring* und die Bilanzschrift *Deutscher Geist zwischen gestern und morgen*. Denn gerade hier gab man vor, im Jahresrhythmus oder auch nur einmalig, die Zeit zum Stillstand zu bringen, um in einer Bestandaufnahme der Gegenwart, den gerade verlaufenen Zeitabschnitt auszustellen und aus dieser Gegenwärtigkeit heraus eine über die Gegenwart hinausgehende Verbindlichkeit abzuleiten. Umso konzentrierter nutzte man diese beiden dazu wie geschaffenen Foren der stillgestellten Zeit, denen aus dem *Merkur* die zu runden Jahrgangsnummern publizierten Statements der Herausgeber zur Seite zu stellen wären, um sich der Gegenwärtigkeit zum einen als einer immer schon dem Alten abgewonnenen Qualität zu vergewissern; eine Praxis, die Gegenwart aus Repetition generiert. Zum anderen nutzte man die zum Stillstand gebrachte Zeit unter der Hand dazu, der geistig verwandten Gemeinschaft, gruppiert und orchestriert um *Merkur* und *Jahresring*, Gelegenheit zu geben, sich des Anspruchs zu vergewissern, die intellektuelle Höhe der Zeit erreicht zu haben. Allerdings stand dies tendenziell in Widerspruch zu dem, was alle *Merkur*-Projekte im Schilde geführt hatten: Nichts als freie Foren der Ideenpluralität zu sein, in denen der Geist gleichsam interessenlos erfasst wird.

Dass und wie man die keineswegs interessenlose Übereinstimmung dem Band *Deutscher Geist zwischen gestern und morgen* zugrunde legte, erfährt man aus dem Briefwechsel zwischen dem *Merkur* und der Rockefeller Foundation (vertreten durch Edward F. D'Arms). Gerade diese amerikanische Stiftung hatte 1952 die Merkurianer mit diesem Auftragsband in der Hoffnung angesprochen, gerade sie würden aufgrund ihrer Erfahrung mit der neuesten Entwicklung in Deutschland imstande sein, einen unparteiischen Blick auf die geistige Entwicklung Deutschlands zu werfen. Moras, Paeschke und Einsiedel sagten recht schnell zu, die vertraglich zugesicherte Unabhängigkeit der redaktionellen Gestaltung sowie insgesamt eine großzügige Absenz an Kontrolle, verbunden mit genauso großzügiger Honorierung ließen sie wohl einen wichtigen Vertragspunkt vergessen, nämlich den, dass der Band – in Anlehnung an den Augustheft 1952 des *Times Literary Supplement*, der den Untertitel „Fresh Minds at Work“ trug, „would be concerned primarily with young German

intellectuals“ (D’Arms an Merkur am 17. 11. 1953). Kaum ihres Versehens gewärtigt, witterten Moras und Paeschke schon eine Gefahr, und schickten sich an, ihrem amerikanischen Auftraggeber vorsichtig deutlich zu machen, sie fühlten sich „not entitled to exclude in principle authors more than forty years old“ (Merkur an D’Arms am 7. 2. 1953), wenngleich sie ihm versicherten, (auch) jüngere Jahrgänge, insbesondere die zwischen 1910 und 1920 Geborenen zu berücksichtigen. Dies scheint D’Arms beruhigt zu haben, doch nur kurzfristig, denn im November 1953 – da werden die eingelieferten Beiträge schon lektoriert – wurden die Merkurianer von D’Arms an diesen Punkt nochmals erinnert, der ihn für nicht eingehalten hielt, da von den 27 Beiträgern nur 11 zwischen 1910 und 1920 geboren wurden.

Nun mussten die Merkurianer Farbe bekennen, denn die Texte waren im Satz und es gab keinen Weg zurück. Sie holten eine erwartbare Erklärung hervor, die eine spezifische Lage in Deutschland ins Spiel bringt (den kriegsbedingten Bruch zwischen den Generationen), eigentlich das zentrale Thema des Bandes, um diese spezielle Lage im Handumdrehen zum Exklusivitätsanspruch zu erklären, diese anspruchsvolle Aufgabe nur den „die Altersgrenze um 40 überschritten[en]“ (Merkur an D’Arms am 27. 11. 1953) Intellektuellen anvertrauen zu können, denn die Jüngeren wären dessen nicht fähig. An gültigen Leistungen wäre nichts unbemerkt oder unerwähnt geblieben, so dass die Herausgeber D’Arms davon zu überzeugen suchten, dem Auftrag eigentlich entsprochen zu haben, indem sie einen – nach ihrem Dafürhalten – „allgemeineren Überblick über die geistige Situation im heutigen Deutschland“ geliefert hätten, der die ursprüngliche Aufgabe zwar nicht wortwörtlich erfüllt, doch zu ihr „nicht in einem Verhältnis des Minder, sondern des Mehr stehen“ (D’Arms an Merkur am 17. 11. 1953) würde. Was die Herausgeber hier aus der argumentativen Not heraus hervorbrachten, ist ein praktischer Beweis dafür, wie man seine eigenen Präferenzen als universal geltend erscheinen lassen konnte, ohne die dahinter stehende eigene Motivation erkennbar machen zu müssen, da sie anders, als ihre rhetorische Artikulation behauptet, auf Selektion hinauslief. Auszuschließen dürfen alle sein bis auf die eigene Generation, wenngleich der selektierende Sprecher nichts als Qualität und Gültigkeit anzuerkennen behauptet. Die derart entwickelte Aufnahme kann sich zwar rhetorisch als objektiv ausgeben, in der Tat aber stellt sie als ein Effekt von mehreren seitens der Redaktion vorgenommenen Selektionsschritten dar, die eine konkrete Richtung verfolgen. Als ein reiner Forumsband, in dem „interesselos“ die notwendige Gegenwärtigkeit erfasst wäre, darf die diese Bilanzschrift somit kaum bezeichnet werden.

INSZENIERTE DISKUSSIONEN ALS EFFEKTE UNSICHTBARER EDITORISCHEN PRAXIS

Abschließend soll an einem prominenten Beispiel zumindest ansatzweise gezeigt werden, dass der *Merkur* trotz seines rhetorischen Labels einer Forumszeitschrift den intellektuellen Formierungsprozessen der BRD auf eine viel proaktivere Weise zu bestimmen suchte, als es die selbstverwendeten Metaphern des Spiegels, des Katalysators sowie der Musterung oder Filterung nahelegen. Diese proaktive Rolle der Zeitschrift geht auf das nicht minder proaktive Handeln der Herausgeber zurück,

deren Radius folgende Fragen umreißen können: Wen und zu welchem Thema lasse ich wann und wie schreiben? Wie inszeniere ich eine Diskussion? Wen lasse ich sie eröffnen, und nach welchen Kriterien werde ich mich dabei entscheiden? Wen und wann lasse ich reagieren, um die Diskussion zu akzelerieren oder abzuschließen?

Vor dem Hintergrund von Fragen wie diesen agierten die *Merkur*-Herausgeber ihre Inszenierungskünste aus, um die Diskussionen anzukurbeln, am Leben und zugleich im wohl abgesteckten Rahmen zu halten, oder aber sie zu bremsen, aufzuhalten, im Unsichtbaren abzureagieren und kaum sichtbar werden zu lassen.

Recht lange wurde die bekannteste öffentliche Debatte der ersten Merkurjahre um den Roman *Doktor Faustus* von Thomas Mann am Leben gehalten, deren Start allem Anschein die *Merkur*-Herausgeber mit Curtius haben arrangieren und von dessen jungem Assistenten Walter Boehlich hatten eröffnen lassen. Reagieren konnte zunächst Hans Egon Holthusen, später veröffentlichte Paeschke seinen Briefwechsel mit Christian E. Lewalter, um die Diskussion – vorläufig – abzuschließen und editorisch einzurahmen. Diese Gelegenheit nutzte Paeschke, um die Leser wissen zu lassen, öffentlich habe man hierbei von der Unmenge an – die Herausgeber gerichteten – stark polarisierten Meinungen nur zwei exemplarische ausgewählt, wobei er („wir“) deutlich seine Sympathien für die Argumentation von Boehlich und Holthusen (gegen Lewalter) artikuliert und zugleich seine Freude bekundete, wie produktiv die Polarisierungsmaschine unter seinen Autoren sowie Lesern arbeite.

Trotz aller Polarisierung haftet dieser Inszenierung allerdings ein Makel an, nämlich unter dem Deckmantel einer literarischen Diskussion den Kampf für die innere und gegen die Exil-Emigration auszutragen. Zu offensichtlich ist die editorisch umgesetzte Neigung zu spüren, den Stimmen des Exils eine unterlegene Position zuzuweisen und schwache Argumente Thomas Manns (allzu vordergründige Identifikation Deutschlands mit dem Teufelsprinzip) wiederholt angreifen zu lassen. So bemüht um die Mitte auch diese Diskussion verlief, der Grundton der Korrespondenz sowie die Rahmung der Diskussion überführt die Herausgeber eines zutiefst parteiischen editorischen Lenkens. Das sieht man noch an deren Prolongation 1963 und 1975, als Paeschke ein Revival mit Erich Heller, Holthusen und Sternberger inszenierte, bei dem er zwar mit Heller eine profitable Exil-Stimme zu Wort kommen ließ, doch – wie deren Einrahmen durch Holthusen zeigt – eine bereits in die Merkurgemeinschaft „eingemeindete“⁵.

ANMERKUNGEN

¹ Frisch war nach seinen Wirkungsphasen bei der Zeitschrift *Der Neue Merkur* 1914–1916 und 1919–1925 kurz um 1930 für den literarischen Teil der *Europäischen Revue* zuständig.

² Der im DLA aufbewahrte Lebenslauf von Moras, datiert auf den 23. 4. 1947, schildert das Dilemma dieser Jahre wie folgt: „Angriffe seitens der Partei und der Parteipresse blieben nicht aus. Sie wurden durch die Aufnahme von Beiträgen offizieller Persönlichkeiten pariert. Vor der Wahl, entweder so, wie nahezu alle nichtnazistischen Organe, die Ansprüche des Propagandaministeriums mit eigenen, wenn auch um Mäßigung bemühten redaktionellen Arbeiten zu erfüllen – oder diese Ansprüche mit offiziellen, als Auflagen deutlich erkennbaren Artikeln abzugelten, dafür aber die redaktionelle Linie rein zu erhalten, entschloss ich mich für den zweiten Weg.“ DLA Marbach: A: Moras.

- ³ Paeschke 1957a, b, c, 1958. An dieser Stelle sei vollständigkeithalber angemerkt, dass der Verfasser (AU) drei in dieser Studie angeführte Beispiele (Debatte um die in *Neuen deutschen Heften* angedruckte Essays Paeschkes, Verhandeln mit der Rockefeller Foundation sowie die Diskussion um Thomas Mann) ebenfalls in seiner mittlerweile im Peer-Review-Verfahren befindlichen Studie für das Jahrbuch *Scientia Poetica* (2025) heranzieht, wo er sie allerdings anders kontextualisiert. Dort werden diese Fälle auf ihre analytische Relevanz für die kollektive Praxis der Redaktionsautorschaft hin untersucht.
- ⁴ Paeschke 1951a, b, c.
- ⁵ Holthusen konturiert Hellers Profil bedacht darauf, dessen Exil-Perspektive von aller Einseitigkeiten abzu-koppeln, deren schlimmste – antideutsche, bzw. eine gegen die innere Emigration gerichtete antideutsche – eben Mann repräsentiert haben soll. Als einen Vermittler will ihn Holthusen sehen, daher positioniert er Heller möglichst weit weg von den Extremen, es liege ihm fern, „die deutsche Geistesgeschichte mit einseitig deutschen oder gar mit einseitig ‚germanistischen‘ Augen zu betrachten; sie haben ihn ermächtigt, den englisch-deutschen Gegensatz, das vielleicht schwierigste, aber unter Umständen auch ergiebigste Spannungsverhältnis im europäischen Kulturgefüge, für die eigene Arbeit fruchtbar zu machen. So ist es ihm gelungen, nach beiden Seiten erschließende und belebende Wirkungen zu tun und sich als Vermittler zwischen Heimat und Wahlheimat eine eigentümliche Autorität zu verschaffen [...]“ (1960, 780).

ARCHIVMATERIAL

Edward F. D’Arms an Merkur am 17. 11. 1953. DLA Marbach: D: Merkur.
 Gotthold Müller an Hans Paeschke am 28. 2. 1958. DLA Marbach: A: Paeschke, DVA Streit.
 Gotthold Müller an Hans Paeschke am 20. 5. 1958. DLA Marbach: A: Paeschke, DVA Streit.
 Hans Paeschke: Um ein Europa von innen bittend. DLA Marbach: A: Paeschke. Konvolute.
 Lebenslauf von Joachim Moras, 23. 4. 1947, DLA Marbach: A: Moras.
 Merkur an Edward F. D’Arms am 7. 2. 1953. DLA Marbach: D: Merkur.
 Merkur an Edward F. D’Arms am 27. 11. 1953, DLA Marbach: D: Merkur.

LITERATUR

Bock, Hans Manfred. 1990. „Die Politik des ‚Unpolitischen‘. Zu Ernst Robert Curtius‘ Ort im politisch-intellektuellen Leben der Weimarer Republik.“ *lendemains. Études comparées sur la France* 59, 16–61.

Bock, Hans Manfred. 1999. „Das Junge Europa, das Andere Europa und das Europa der weißen Rasse. Diskurstypen in der Europäischen Revue 1925–1939.“ In *Le discours européen dans les revues allemandes (1933–1939)/Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1933–1939)*, hrsg. von Michel Grunewald u. a., 311–352. Bern – Berlin: Peter Lang.

Boveri, Margret. 1965. *Wir lügen alle: eine Hauptstadtzeitung unter Hitler*. Olten – Freiburg: Walter.

Curtius, Ernst Robert 1948. „Toynbees Geschichtslehre.“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 10: 498–519.

Habermas, Jürgen 1991. „Abschied von Hans Paeschke. Gedenkreden, gehalten auf der Trauerfeier am 21. Oktober 1991.“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 513: 1135–1144.

Härtling, Peter. 1966. *Vergessene Bücher: Hinweise und Beispiele*. Stuttgart: Goverts.

Hocke, Gustav René. 2004. *Im Schatten des Leviathan. Lebenserinnerungen 1908–1984*. München – Berlin: Deutscher Kunstverlag.

Holthusen, Hans Egon 1960. „Kritik und Einbildungskraft: zu Erich Hellers Thomas-Mann-Monographie. Rezension zu: Erich Heller: Enterbter Geist; Erich Heller: The Ironic German.“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 150: 774–788.

- Kauffmann, Fritz Alexander. 1956. *Leonhard. Chronik einer Kindheit*. Mit einem Nachwort von Joachim Moras. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt.
- Kießling, Friedrich. 2012. *Die undeutschen Deutschen: Eine ideengeschichtliche Archäologie der alten Bundesrepublik 1945–1972*. Paderborn: Schöningh.
- Kießling, Friedrich. 2017. „Der intellektuelle Wiederbeginn nach 1945 und der Merkur.“ In *Benn Forum: Beiträge zur literarischen Moderne Band 5*, hrsg. von Joachim Dyck – Hermann Korte – Nadine Jessica Schmidt, 29–52. Berlin – Boston: de Gruyter. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110547788-002>.
- Klessinger, Hanna. 2020. „Verantwortlichkeit des Geistes‘ vs. Engagement. Die Sartre-Debatte im Merkur (1947–1948).“ In *Geistesheld und Heldengeist*, hrsg. von Barbara Beßlich u. a., 347–358. Baden-Baden: Ergon.
- Paeschke, Hans. 1951a. „Der Geist des Auslandes im Spiegel seiner Zeitschriften.“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 40: 574–587.
- Paeschke, Hans. 1951b. „Der Geist des Auslandes im Spiegel seiner Zeitschriften (II).“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 41: 668–673.
- Paeschke, Hans. 1951c. „Der Geist des Auslandes im Spiegel seiner Zeitschriften (III).“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 42: 765–775.
- Paeschke, Hans. 1957a. „Zeitgeist und Zeitschriften des Westens.“ *Neue deutsche Hefte* 37: 436–443.
- Paeschke, Hans. 1957b. „Zeitgeist und Zeitschriften des Westens II.“ *Neue deutsche Hefte* 38: 530–537.
- Paeschke, Hans. 1957c. „Zeitgeist und Zeitgeschichte des Westens III.“ *Neue deutsche Hefte* 40: 718–727.
- Paeschke, Hans. 1958. „Zeitgeist und Zeitgeschichte des Westens IV.“ *Neue deutsche Hefte* 42: 901–912.
- Paeschke, Hans. 1978. „Kann keine Trauer sein.“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 367: 1169–1193.
- Plessner, Helmut. 1960. „Der Weg der Soziologie in Deutschland.“ *Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 143: 1–16.
- Reitmayer, Morten. 2011. „Das politisch-literarische Feld 1950 und 1930 – ein Vergleich.“ In *Rückblickend in die Zukunft. Politische Öffentlichkeit und intellektuelle Positionen in Deutschland um 1950 und um 1930*, hrsg. von Alexander Gallus – Axel Schildt, 70–91. Göttingen: Wallstein.
- Schildt, Axel. 2020. *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik*. Göttingen: Wallstein.